

Literatur-Rundschau

Georg Langenhorst (Hg.): Gestatten: Gott! Religion in der Kinder- und Jugendliteratur der Gegenwart. München: Verlag Sankt Michaelsbund 2011, 224 Seiten, 12,90 Euro.

Abseits des Mainstreams von knallbunten Fühlbibeln für die Allerkleinsten und betulichen Engel-Gebetbüchern zeigen sich religiöse Fragestellungen in der Kinder- und Jugendliteratur der Gegenwart auf vielfältige Weise – vom komplex erzählten Jugendroman bis zur schlichten, poetischen Bilderbuchgeschichte. Georg Langenhorst, Professor für Didaktik des Katholischen Religionsunterrichts und Religionspädagogik an der Universität Augsburg, bemüht sich seit Jahren um eine kontinuierliche Erforschung dieses Bereichs und hat nun ein Buch herausgegeben, das sich zum Ziel setzt, den aktuellen Befund zur Frage nach Gott und Religion im Kinder- und Jugendbuch zu bündeln und gleichermaßen dessen Bedeutung für die Praxis in Büchereiarbeit, Deutschdidaktik und anderen Arbeitsfeldern aufzuzeigen.

Die Fülle der Fachbeiträge, die hier zusammengestellt sind, gliedert sich in drei unterschiedliche Arten von Beiträgen: Da sind zunächst wichtige Wegmarken der neuen Erfassung, die teilweise nur schwer zugänglich sind und deshalb in re-

daktionell bearbeiteten Fassungen wieder abgedruckt werden: Gundel Mattenklotts literaturdidaktischer Aufsatz „G. Ott, ein neuer Protagonist in der Kinder- und Jugendliteratur“ von 1998 gilt als erster Versuch einer Wahrnehmung, Bündelung und Deutung des Phänomens. Joachim Valentins ursprünglich in der Reihe „Spurensuche“ veröffentlichter Überblick nimmt das Thema aus theologischer Sicht auf – Herbert Stangls 2006 im Sammelband „Zutunungen. Lene Mayer-Skumanz und die religiöse Kinderliteratur“ erscheinener Beitrag schließlich analysiert Texte aus den Jahren 1999 bis 2005. Zudem werden neuere relevante Aufsätze, die in der jüngeren Vergangenheit in Zeitschriften erschienen sind, abermals abgedruckt. Ein dritter Beitragstyp wurde speziell für das vorliegende Buch verfasst, einige davon gehen auf ein Symposium der Reihe Spurensuche der Katholischen Akademie „Die Wolfsburg“ zurück.

Gegliedert ist das Buch jedoch nicht in erster Linie nach diesen Beitragstypen, sondern schlüssig nach unterschiedlichen Arten der Fragestellung: Nach einer Hinführung im ersten und den bereits angesprochenen Wegmarken der Forschung im zweiten Teil folgen im dritten Teil Analysen zur gegenwärtigen Kinder- und Jugendliteratur. Im vierten

Teil des Buches wird schließlich der Bogen zur Herausforderung und Chance gespannt, den die Religion in der Kinder- und Jugendliteratur für Schule, Gemeinde und Bücherei darstellt: Während Magda Motté in einem Beitrag aus dem Jahr 2003 aufzeigt, wie sich die Dimensionen moderner Literatur für Kinder und Jugendliche in ethisch-existential, transzendental-religiös und schlicht christlich unterscheiden lassen, beleuchtet Thomas Nauerth Kinder- und Jugendliteratur als Aufgabenfeld der Religionspädagogik.

Georg Langenhorst schließlich stellt überzeugende Überlegungen an, wie Kinder- und Jugendliteratur, aller Sorge vor Funktionalisierung und Engführung von Literatur zum Trotz, auch im Sinne einer Religionsdidaktik sinnvoll und gewinnbringend eingesetzt werden kann und zieht in einem abschließenden fünften Kapitel eine erste Zwischenbilanz der Befassung. Eine der großen Stärken des Sammelbandes liegt sicherlich in der Vielfalt an Perspektiven, die hier nachzulesen sind. Nicht nur Vertreterinnen und Vertreter unterschiedlicher Disziplinen, sondern auch Angehörige unterschiedlicher „Generationen“ von Fachleuten sind hier versammelt: Neben Expertinnen wie Gundel Mattenklott oder Magda Motté, die den Forschungsbereich maßgeblich geprägt haben, sind auch Beiträge von jüngeren Forschern zu finden.

Der Nachteil einer solchen Zusammenschau, die auch bereits erschienene Beiträge aufnimmt, ist die dabei nicht zu vermeidende Redundanz: Naheliegenderweise nehmen die einzelnen Texte immer wieder auf dieselbe Primärliteratur Bezug, was mit sich bringt, dass Inhalt und literarische Gestaltung von für die Themenstellung besonders

ergiebigen Beispielen wie etwa Lene Mayer-Skumanz' „Ein Löffel Honig“ oder Marie Desplechins „Ich, Gott und Onkel Frederic“ mehrfach dargestellt werden. Eine Gesamtübersicht der analysierten Texte findet sich im Literaturverzeichnis – bedauerlich nur, dass eines der meistdiskutierten Bücher des letzten Jahres, Janne Tellers „Nichts. Was im Leben wichtig ist“ hier falsch als „Nicht was im Leben wichtig ist“ bibliographiert ist. Auch ein Ausweisen von Originalsprache und Verlag wäre für eine differenzierte Übersicht über die vorliegende Textfülle sicherlich hilfreich gewesen. Ein umfangreiches Verzeichnis von Forschungsliteratur bietet zahlreiche Anregungen zu weiterer Befassung mit dem Thema.

In der Breite und Vielfalt der Beiträge bietet „Gestatten: Gott!“ einen guten Überblick sowohl über die vorliegende Primärliteratur als auch deren Erforschung. Praxisfelder der Literaturvermittlung werden überzeugend reflektiert – der Herausgeber scheut sich auch nicht davor, in seinen abschließenden Überlegungen mit dem Titel „Perspektiven und Wünsche“ konkrete Wünsche an diese Bereiche, von Literaturwissenschaft über Literaturdidaktik bis hin zu den Büchereien, zu formulieren. Anders als bei Sammelbänden üblich, wird hier weit über eine bloße Zusammenstellung von Einzelbeiträgen hinausgegangen: Durch die umfassenden einführenden, aber auch zusammenfassenden Bemerkungen des Herausgebers wird all das, was in den Beiträgen an Einzelanalysen geschieht, stimmig in einen Gesamtzusammenhang eingebettet, der gleichermaßen Theorie wie Praxisfelder der Literatur in den Blick nimmt.

Kathrin Wexberg, Wien

Walter Hömberg/Eckart Roloff (Hg.): Jahrbuch für Marginalistik II. Berlin: Lit Verlag 2011 (= *fußnote: anmerkungen zum wissenschaftsbetrieb, Band 8), 280 Seiten, 19.90 Euro.

Lange hat die Fachwelt auf dieses Werk warten müssen, jetzt liegt es endlich vor: das Jahrbuch für Marginalistik II. Wie sein Vorgänger, das Jahrbuch I¹, lässt es auf den das Marginale als das Zentrale erfassenden Einleitungsbeitrag von Herausgeber Hömberg eine große Zahl von Beiträgen folgen, die das Herz des fröhlichen Wissenschaftlers höher schlagen und leicht mehrere Jahrgänge jener wissenschaftlichen Zeitschriften vergessen lassen, die sich z.B. mit der Berichterstattung über den Konflikt um den Postmindestlohn durch beteiligte und unbeteiligte Zeitungen divergierender politischer Richtung befassen.

Nichts davon im neuen Jahrbuch. Hier werden ausschließlich zentrale („Titel, Tricks und Töpfe“) sowie alltagsdienliche Themen aufgegriffen, so z.B. „Luhmann auf plattdeutsch“.² Autor Klaus-Dieter Altmeppen räumt eingangs ein, dass es sich bei seinen Übertragungsvorschlägen um Münsterländer Platt handelt, nich. Er sagt das in aller Offenheit, obwohl er natürlich weiß, dass Luhmann einen großen Teil seines Berufslebens in Ost-Westfalen verbracht hat, nachdem er zuvor mit dem Münsterländer Platt

zwar zu tun gehabt, aber nie an eine Übertragung seiner Werke im Sinne Altmeppens gedacht hatte.³

Wie dem auch sei – die hier vorgelegte Anregung wird die an Kraft zunehmende Bewegung zur Förderung der individualisierten Sprachen stärken. „Nicht wenige Menschen aber sprechen andere Sprachen ...“⁴

Kommen wir zu den Lücken im Jahrbuch II. Gar nicht wissen kann Altmeppen von einem prominenten Vorläufer-Projekt, das in den 1950er Jahren ganz im Sinne der Marginalistik, ganz am Rande stattfand, korrekt: nach den Vermutungen der Beobachter möglicherweise stattfand – am Rande des germanistischen (oder nordischen?) Seminars der Universität Göttingen: die Übersetzung – man möchte es nicht für möglich halten – des Grimmschen Wörterbuchs ins Gotische. Am Ende eines dunklen Flurs befand sich die einschlägige Arbeitsstelle.

Die Beobachter, allerdings nicht teilnehmende, sondern wirklich nur beobachtende Beobachter, waren zu

1 Walter Hömberg/Eckart Roloff (Hg.): Jahrbuch für Marginalistik I. Münster: Lit Verlag 2000 (= *fußnote: anmerkungen zum wissenschaftsbetrieb, Band 3).

2 Klaus-Dieter Altmeppen im hier besprochenen Bd. II, S. 83-88.

3 Andererseits muss sich Altmeppen fragen lassen, warum er nicht, wenn er denn schon das Münsterland ins Spiel bringt, in einem Aufwaschen „Luhmann auf masematte“ vorschlägt.

4 Gewohnt fortschrittliche Signale kommen aus der Schweiz. Dort werden fortan Schulbücher in Graubünden wieder in den rätoromanischen Sub-Dialekten gedruckt werden, als da sind: Surcilvan, Surmiran, Vallader, Putér und Sutsilvan (vgl. Süddeutsche Zeitung 6./7.8.2011, S. 12). Altmeppen ist also nicht allein auf dem Wege! (Unter uns gesagt: Besonders Vallader ist eine entzückende Sprache, nich.)

zweit: Der spätere höhere Beamte im Bundespresseamt Heinrich Spr. und der Verfasser dieser Rezension nahmen im Wintersemester 1955/56 an Prof. Wolfgang Krauses Einführung ins Gotische teil und kamen, angeregt durch die Nachbarschaft des gotischen Seminarraums zur erwähnten Arbeitsstelle Grimmsches Wörterbuch, in tiefsinnigen Überlegungen zu dem Schluss, dass Krauses Hin- und Her-Pendeln in jenem Bereich des Seminars nur mit der Übersetzung des Wörterbuchs ins Gotische zu tun haben könne. Es ist zu hoffen, dass „Luhmann auf Plattdeutsch“ etwas Handfesteres erbringen wird.

Bemerkenswerter ist ein weiterer blinder Fleck des Jahrbuchs; es erscheint schließlich in der Reihe „Fußnote: Anmerkungen zum Wissenschaftsbetrieb“, gewissermaßen Seite an Seite mit dem Band „Prolegomena zu einer Theorie der Fußnote“.⁵ Dessen ungeachtet übersehen die Herausgeber die Tatsache, dass die Fußnote bzw. deren Abwesenheit oder jedenfalls nicht ausreichende Anwesenheit in jüngster Zeit auf die vorderen Ränge der wissenschaftlichen wie auch politischen, ja man kann, wenn man Afghanistan oder Brüssel in Betracht zieht, sagen: weltpolitischen Aufmerksamkeit gerückt ist. Nichts davon im zweiten Jahrbuch für Marginalistik! Eben diesem Thema, der unzulänglichen Fußnotenotung, hat sich unsere Zeitschrift mit gewohntem Aktualitätsbewusstsein schon im Frühjahr 2011 gewidmet und

damit dem großen Marginalisten W. H., der ja auch einmal unser Herausgeber war, die Stange gehalten.⁶

Michael Schmolke, Salzburg

Dagmar Bussiek: Benno Reifenberg 1892-1970. Eine Biographie. Göttingen: Wallstein-Verlag 2011, 500 Seiten, 34,90 Euro.

Die Geschichte des Journalismus ist immer auch eine Geschichte der Persönlichkeiten, die den Journalismus prägen. Und wenn ein Journalistenleben wie das von Benno Reifenberg drei Epochen der deutschen Geschichte umgreift – Weimarer Zeit, Nazizeit, Bundesrepublik – dann ermöglicht ein solcher Lebenskreis tiefe Einblicke in Leistungen, Irrtümer und Versagen ganzer Journalistengenerationen.

Benno Reifenberg, der 1919 siebenundzwanzigjährig als freier Mitarbeiter in das Kunst-Ressort der „Frankfurter Zeitung“ eintrat und 1965 – fünf Jahre vor seinem Tod – aus der Herausgeberriege der FAZ ausschied, war Feuilletonist, politischer Journalist, Anreger, Vermittler, ein Mann bürgerlicher Lebensart, aber sein Berufsleben war auch geprägt von weitreichenden Fehlentscheidungen. Er glaubte, dass er mit seiner Arbeit bei der „Frankfurter Zeitung“ auch unter dem Naziregime klassische bürgerliche Werte bewahren und sie zur Deutung des politischen Geschehens heranziehen könnte. Mit dieser Absicht musste er scheitern.

5 Peter Rieß/Stefan Fisch/Peter Strohschneider: Prolegomena zu einer Theorie der Fußnote. Münster: Lit Verlag 1995 (= *fußnote: anmerkungen zum wissenschaftsbetrieb, Band 1).

6 Vgl. Stefan Weber: Entüllungsplattformen im Netz am Beispiel der „Plag Wikis“. In: *Communicatio Socialis*, 44. Jg. 2011, H. 2, S. 179-185.

Und er vertat nach 1945 die Chance, die „Frankfurter Zeitung“ mit amerikanischer Lizenz unter seiner Leitung wieder auferstehen zu lassen, indem er darauf bestand, das Blatt dürfe sich nicht – wie vom US-Pressoeffizier verlangt – auf das „Dreieck Frankfurt-Stuttgart-Nürnberg“ beschränken, sondern es müsse – so Reifenbergs Bedingung – sofort wieder national verbreitet werden.

Bussiek konnte sich bei ihrer Arbeit auf eine Vielzahl wissenschaftlicher Vorarbeiten stützen: Sie setzt sich kritisch mit dem Standardwerk über die „Frankfurter Zeitung“ im Dritten Reich von Günther Gillesen auseinander, und sie konnte – für eine biographische Arbeit ein Glücksfall – den umfangreichen im Marbacher Literaturarchiv lagerten Nachlass Reifenbergs ausschöpfen. Von großem Gewinn ist Bussieks Ableitung von Reifenbergs journalistischer Haltung aus dem Phänotyp des Bürgerlichen, der das Ende des Kaiserreichs und die Weimarer Republik überdauerte, aber angesichts des Nationalsozialismus an der sozialen und intellektuellen Beschränktheit des eigenen Weltbildes scheiterte.

Nach dem Erlass des Goebbelschen „Schriftleitergesetzes“ vom 4. Oktober 1933 gibt Reifenberg – als „Halbjuden“ eingestuft – die Leitung des Redakteurskollegiums ab, zieht sich Schritt für Schritt aus der politischen Berichterstattung zurück und findet bis zum Verbot der Zeitung durch Hitler 1943 ein Refugium im Feuilleton. Bussiek widerspricht nachdrücklich Günther Gillesens apologetisch-verklärender Einschätzung, dass „gutes Deutsch zu sprechen und zu schreiben“ schon ein „Akt des Widerstands“ gewesen sei. Mit dieser These versuchte Gillesen, den Widerstands-

charakter der „Frankfurter Zeitung“ während der Nazizeit zu belegen. Widerstandskämpfer ist Reifenberg für die Autorin nicht. Sie entscheidet sich für den von Martin Broszat geprägten Begriff der „Resistenz“. Diese Haltung bescheinigt sie der gesamten Redaktion der „Frankfurter Zeitung“.

Nachdem die „Vossische Zeitung“ am 31. März 1934 ihr Erscheinen eingestellt hatte, war die „Frankfurter Zeitung“ das einzig verbliebene Blatt, das aufgrund traditioneller Qualität und liberaler Tradition international beachtet wurde. Es war im Interesse des Propagandaapparats, jenseits der deutschen Grenzen die Fiktion einer nicht vollends gegängelten Presse aufrecht zu erhalten und seine Botschaften über dieses Medium *sotto voce* zu vermitteln. Dass die Redakteure des Blattes bei ihren Kämpfen mit dem Presseamt um einzelne Formulierungen und trotz ihrer Resistenz gegen den Nationalsozialismus letztlich doch nur „Agenten“ des Systems waren, ist offensichtlich.

Nach dem Zusammenbruch widmete sich Reifenberg mit französischer Lizenz dem Zeitschriftenprojekt „Die Gegenwart“. Diese Zeitschrift war in den ersten Nachkriegsjahren eine viel beachtete Stimme in den Debatten zur politischen Ausrichtung der Bundesrepublik. Mit dem Drängen auf eine Aufklärung der nationalsozialistischen Verbrechen vertrat das Blatt eine unbequeme Außenseiterposition. Die ursprüngliche Gegnerschaft zur Wiederbewaffnung der Bundesrepublik wandelte sich angesichts der Bedrohung durch den sowjetischen Totalitarismus in eine vehemente Zustimmung. Nach dieser Selbstfindung in den Diskursen der „Gegenwart“ befand sich Reifenberg

wieder im Kern des bürgerlichen Selbstverständnisses der jungen Bundesrepublik, so dass seine Aufnahme in das Herausbergremium der FAZ 1959 folgerichtig war.

Für ein tieferes Eindringen in das politische und journalistische Umfeld Reifenbergs wäre es hilfreich, wenn bei einer Neuauflage der Biographie ein Personen- und Sachregister angefügt wird, zumal die Autorin kenntnisreiche Anmerkungen zu vielen Zeitgenossen und Weggefährten Reifenbergs in den Text integriert hat.

Ernst Elitz, Berlin

Anton Simons: Journalismus 2.0. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft 2011 (= Praktischer Journalismus, Band 84), 236 Seiten, 29,90 Euro.

Der Titel des Buches „Journalismus 2.0“ lehnt sich an den inzwischen inflationär gebrauchten Begriff „Web 2.0“ an. Und in der Tat geht es in dem Lehrbuch im Wesentlichen darum, die neuen Kommunikationsformen des Internets auf den Journalismus zu übertragen und damit der Frage nachzugehen, welche Chancen sich für die Weiterentwicklung der journalistischen Qualität ergeben.

Anton Simons ist ein Fan der neuen Möglichkeiten mit großem Herzblut. Er schildert euphorisch die Visionen des neuen Journalismus, bringt einzelne Beispiele (oft aus den USA) und spekuliert munter über mögliche künftige Entwicklungen. Wer Distanz zum Gegenstand, Skepsis, kritische Einordnungen oder eine Diskussion von Risiken und Nebenwirkungen erwartet, wird von dem Buch enttäuscht sein. Wer dagegen die Fans eines „Journalismus 2.0“ noch mehr verstehen

und sich von einem begeisterten Experten die bunten Visionen erklären lassen möchte, der wird dieses Buch mit Gewinn lesen.

Das Lehrbuch beginnt mit einem soliden Überblick über die einzelnen Phänomene des Web 2.0 – von Blogs bis Social Shopping. Diese ersten 100 Seiten bieten im Grunde genommen das, was Dutzende Bücher in den letzten Jahren auch schon dazu veröffentlicht haben und was man im Großen und Ganzen inzwischen als Grundwissen der Branche bezeichnen kann. Im nächsten Kapitel versucht der Autor die „neuen Paradigmen“ der „Medienrevolution“ zu systematisieren (z. B. Konvergenz, Interaktivität, Crowdsourcing, Emanzipation etc.). Dieses ja eigentlich theoretische Kapitel kommt recht atheistisch und cursorisch daher und weitgehend ohne Literatur aus. Mit entsprechender Unterfütterung einschlägiger kluger Vordenker hätte es tiefer gehen können, ohne länger werden zu müssen.

Auf den letzten 70 Seiten beschreibt Anton Simons schließlich das, was er im Titel verspricht: Er gliedert in „Journalismus 2.0“, „Redaktionen 2.0“, „Journalisten 2.0“ und „Medienunternehmen 2.0“. Hierzu hat er viele Einzelaspekte und Beispiele gesammelt, wie sie in der Branche in den Jahren 2008 bis 2010 kursierten – zum Beispiel in Reports und Interviews in Zeitschriften wie dem Medium Magazin oder auf Kongressen oder in Branchenblogs. Neu ist das alles nicht; aber in dieser Zusammenschau durchaus treffend und gewinnbringend. Es geht beispielsweise um die vielfältigen Möglichkeiten, Nutzer in das journalistische Arbeiten zu integrieren, oder um die Chancen, welche ein intensiver Einsatz von

Web 2.0-Tools in der internen Organisation von Redaktionen bietet (hier schließt Anton Simons an sein Buch „Redaktionelles Wissensmanagement“ von 2007 an). Manchmal gibt das Buch detaillierte und ausführliche Tipps – wie bei der Redaktionsorganisation – manchmal kratzt es eher an der Oberfläche – wie bei der Frage, wie mit Journalismus weiterhin Geld verdient werden kann und wie ein „Medienunternehmen 2.0“ konkret aussehen könnte.

Ein Problem des Buches ist die mangelnde Quellentransparenz. Bei vielen Fakten und Beispielen fehlt schlicht die Angabe, woher der Autor das Geschriebene hat. Das ist zwar bei Lehrbüchern zum praktischen Journalismus leider im deutschsprachigen Raum üblich, zumal wenn sie von Journalisten geschrieben werden. Aber bei diesem Thema fällt es massiv ins Gewicht: Konterkariert der Autor doch ein Grundprinzip des Web 2.0, wie es seiner Ansicht nach auch für einen Journalismus 2.0 gelten sollte: permanente Transparenz. Insofern handelt es sich um ein Lehrbuch 1.0.

Klaus Meier, Eichstätt

Youcat Deutsch. Jugendkatechismus der katholischen Kirche. Mit einem Vorwort von Papst Benedikt XVI. München: Pattloch Verlag 2011, 304 Seiten, 12,99 Euro.

Katechismen stehen für gewöhnlich auf den Bestsellerlisten nicht ganz oben. Umso interessanter sind die untriebigen Aktivitäten im Rahmen des vom Wiener Kardinal Christoph Schönborn initiierten Youcat-Projekts. Der Anspruch dabei ist nicht gering zu achten: Nachdem der Katechismusunterricht in den 1970er Jahren eine Krise erfuhr,

die letztlich zur Differenzierung der religiösen Lernorte Schule und Gemeinde in Deutschland führte, wurde mit dem Youcat ein für viele überraschender Neuanfang in puncto Katechismus gewagt. Zusammen mit Jugendlichen wurde unter Federführung von Bernhard Meuser vom Pattloch-Verlag ein Jugendkatechismus erarbeitet, von dem die Autoren behaupten, er präsentiere Glaubenswissen auf „jugendgemäße“ Art und Weise.

Das bislang in 22 Sprachen veröffentlichte Buch erschien pünktlich zum Weltjugendtag 2011 in Madrid. Schon im Vorfeld wurde das Projekt medial groß inszeniert: Buchpräsentationen in den Diözesen, eine eigene Internetseite (www.youcat.org) und schließlich die Verteilung des Youcats an alle Teilnehmer des Weltjugendtages zeugen von einer groß angelegten und verlegerisch durchdachten Aktion. Nach dem Jugendkatechismus Youcat, der im März 2011 erschien, folgte im Juni 2011 ein wissenschaftlicher Sammelband zum Projekt; für November angekündigt ist das Jugendgebetbuch Youcat Deutsch, das die Trilogie abschließen wird. Ein geplantes Youcat-Institut in Augsburg wird für die weitere Verbreitung des Katechismus sorgen. In diesem Zusammenhang soll das Projekt vor allem auch im Internet weiterentwickelt werden.

Die nachfolgenden Überlegungen stammen aus der Feder eines Religionsdidaktikers. Das Youcat-Projekt fiel nicht vom Himmel: Ob die mittlerweile immer wieder angeführte Anekdote, nach der eine junge Frau im Jahr 2005 anlässlich der Vorstellung der Kompendiumsausgabe des Katechismus der Katholischen Kirche in Wien ihren Unmut kund getan und Kardinal

Schönborn darauf aufmerksam gemacht habe, dass die Kirche einen neuen Katechismus für Jugendliche brauche, das Zeug zu einem „Ursprungsmythos“ hat oder nicht: Fakt ist, dass Schönborn den deutschen Verleger des Kompendiums, Bernhard Meuser, daraufhin ansprach. Jener suchte sich drei Coautoren.

Zusammen mit 65 weltjugendtagsbegeisterten Jugendlichen zwischen 15 und 25 Jahren studierten sie das Kompendium des Katechismus mit dem Ziel, einen Katechismus für Jugendliche zu erarbeiten. Trotz mancher Widrigkeiten ließ sich die Gruppe nicht entmutigen und erstellte im Zeitraum von zwei Jahren, u. a. auf sog. „Relicamps“, den Text des Youcat.

Papst Benedikt XVI. ist es seit langem ein Herzensanliegen, die Katechese wieder zu stärken. Daher verwundert es nicht, dass sich der Papst im Vorwort des Youcat zu Wort meldet: Er empfiehlt den Jugendlichen, die er mit „liebe junge Freunde“ anspricht, ein „ungewöhnliches Buch“ zur Lektüre. In wenigen Zeilen zeichnet er in eigenen biographisch orientierten Erinnerungen die Genese des Katechismus der Katholischen Kirche und dessen Anregung durch Johannes Paul II. in den 1980er Jahren nach. Dem Vorwurf, junge Leute von heute interessieren sich so etwas nicht, begegnet er offensiv: „Ich bestreite das und bin sicher, recht zu behalten. Junge Leute von heute sind nicht so oberflächlich, wie man ihnen unterstellt. Sie wollen wissen, worum es im Leben wirklich geht“ (S. 9).

Die darauffolgenden Zeilen sind ein Zeugnis dafür, wie ernst es dem Papst tatsächlich ist. Er fordert die Jugendlichen auf, das Wissen um ihren Glauben zu vermehren, sich

damit fürs Leben zu rüsten und trotz der in jüngster Zeit aufgetretenen Missbrauchsskandale („Attacken des Bösen“) an der Kirche festzuhalten. Er verschweigt aber auch nicht, dass die Inhalte des Katechismus mit einem hohen Anspruch verbunden sind: „Dieser Katechismus redet euch nicht nach dem Mund. Er macht es Euch nicht leicht. Er fordert nämlich ein neues Leben von Euch. [...] So bitte ich Euch: Studiert den Katechismus mit Leidenschaft und Ausdauer! Opfert Lebenszeit dafür! Studiert ihn in der Stille Eurer Zimmer, lest ihn zu zweit, wenn ihr befreundet seid, bildet Lerngruppen und Netzwerke, tauscht euch im Internet aus. Bleibt auf jede Weise über Euren Glauben im Gespräch“ (S.10).

Dieser durchaus als emotional zu bezeichnende Appell ist in seiner Form bemerkenswert. Es ist nicht nur eine intensive geistliche Ermahnung, sondern fast ein flehentliches Bitten des Papstes an die Jugendlichen, welche er als Zukunft der Kirche betrachtet und die er zur Rechenschaft über ihren Glauben auffordert. Entspricht dieser Mischung aus Ernsthaftigkeit und Euphorie auch die inhaltliche und graphische Aufmachung des Werks?

In seinem Aufbau orientiert sich der Youcat am Kompendium des Katechismus der Katholischen Kirche. Der Text ist in vier Hauptstücke gegliedert: Der erste Teil mit dem Titel „Was wir glauben“ beginnt mit der klassischen Katechismusfrage „Wozu sind wir auf Erden?“ und thematisiert Voraussetzungen des Glaubens, die göttliche Offenbarung und das christliche Glaubensbekenntnis. Im zweiten Teil geht es um die Feier der christlichen Mysterien, also um die Sieben Sakramente. Der dritte Teil „Wie wir in

Christus das Leben haben“ handelt von Fragen der Ethik, u. a. von der menschlichen Würde, der Kirche, den Zehn Geboten und der Gottes- und Nächstenliebe. Dem Gebet widmet sich der vierte Teil „Wie wir beten sollen“: Neben Vorbildern im Beten (Abraham, Mose, Jesus) werden Gebetsformen und Grundgebete (Ave Maria, Vaterunser) dargestellt und Probleme im Kontext des persönlichen Betens angeschnitten.

Die Themen sind in 527 farbig unterlegten Einheiten im Frage-Antwort-Schema aufgebaut. Auf jede Frage folgt die offizielle Katechismusantwort, welche durch einen anschließenden Kommentar näher erläutert wird. Randglossen in Form von Bibelziten, Texten von Heiligen oder anderen Autoren und Definitionen sowie Querverweise erläutern die Fragen ergänzend. Neben mehr oder weniger geeigneten illustrierenden Farbfotos, meist von Kindern und Jugendlichen, sowie Strichmännchen findet der Benutzer am rechten Seitenende ein Daumenkino. Zeitgenössische Kunst sucht man allerdings vergebens. Während die Photographien vornehmlich zwischenmenschliche Emotionen und Stimmungslagen wiedergeben, dienen die Strichmännchen zur „Auflockerung“. Ob Letztere freilich immer gelungen sind, bleibt dahingestellt. Die Illustration zum Punkt „Pornographie“ überrascht in ihrer provozierenden Art und Weise: Zwei Strichmännchen vor einem Fernsehgerät, aus dem verbalisierte Stöhngeräusche herauskommen. Derartiges hätte man in einem katholischen Jugendkatechismus mit Imprimatur wohl eher nicht erwartet. Der Anspruch, „jugendgemäß“ sein zu wollen, wird daher nicht in jedem Fall gelingen, sondern droht im Ernstfall ästhetisch zu kippen.

Insgesamt vermitteln die dominierenden Kirchenfarben gelb und weiß einen frischen Charakter. Man mag bisweilen die Darstellung eines Kreuzes vermissen. Interpretiert man aber das große, aus kleinen Kreuzen und kirchlichen „Utensilien“ gebildete Youcat-„Y“ als Gabelkreuz, wohnt ihm ein symbolischer Charakter inne.

Wer die Ergebnisse der Shell-Studie, wonach nur für 26 Prozent der Jugendlichen die Kirche auf ihre existentiellen Fragen überzeugende Antworten bietet, und die in der Sinus-Studie erhobenen Milieus zur Kenntnis nimmt, wird den Eindruck nicht los, dass die Wahrscheinlichkeit einer Rezeption des Youcat über ein rein binnenkirchliches Publikum hinaus eher gering einzuschätzen ist. Denn letztlich setzt ein Katechismus den Glauben bzw. das Interesse am Glauben wenigstens ansatzweise voraus, was zwangsläufig zu einer sektoralen Ansprache führen muss. Aufschlussreich wäre in diesem Zusammenhang allerdings die Frage, ob der Youcat als religiöses Sachbuch auch von Erwachsenen – ähnlich wie dies im Bereich der Jugendliteratur für viele Werke der „all age“-Literatur gilt – zur Hand genommen wird und darüber hinaus einen weiteren Leserkreis erreicht.

Erwartungsgemäß feiert die innerkirchliche Berichterstattung das Werk mit großer Euphorie. Der Sankt Michaelsbund sowie der Borromäusverein haben den Youcat zum religiösen Buch des Monats Mai gewählt. Trotz hoher Verkaufszahlen taucht der Youcat allerdings nicht auf der Spiegel-Bestsellerliste auf. Während die „Süddeutsche Zeitung“ nur kurze Randnotizen zu den mittlerweile bekannten Übersetzungsfehlern in der italienischen und französischen Ausgabe

(Stichwort Empfängnisverhütung) brachte, erschien in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ vom 19. August 2011 Daniel Deckers Beitrag „Glaubenswissen für die junge Generation“. Darin stellt dieser nüchtern fest: „Eine Last haben die Jugendlichen und ihre insgesamt fünf Mentoren, die die redaktionelle Hauptlast trugen, mit dem Youcat nicht aufgelegt. Der thematische Aufbau des handlichen Buches ist so traditionell, wie es traditioneller nicht geht. [...] Ganz der Tradition verhaftet ist auch das Frage-Antwort-Schema, wiewohl die meisten Zeitgenossen darin eher ein postmodernes Q&A als das jahrhundertealte Katechismus-Schema erkennen dürften. Indes sind die Fragen und Antworten selbst in einer Weise formuliert, in der die Handschrift von Jugendlichen erkennbar ist, ohne dass dazu Abstriche an der Substanz gemacht worden wären.“

Vonseiten der universitären Religionspädagogik äußerte sich schon früh Martin Jäggle von der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien. Die Texte seien „meist durchschnittlich bis leicht schwer verständlich“. Der Youcat sei so nicht vor der 11. Schulstufe in einer allgemeinbildenden höheren Schule einsetzbar. Stephan Leimgruber, Professor für Religionspädagogik in München, stellt die enge Zielgruppenorientierung auf gläubige Jugendliche, vornehmlich der Weltjugendtagsbesucher, in Frage: „Dieser kleine glaubende Teil der Jugend steht im Kontrast zu den viel größeren Teilen der Jugend, die sich längst von der Kirche verabschiedet haben, die nicht mehr teilnehmen am Ostergottesdienst, dem Kern des christlichen Glaubens. Der Jugendkatechismus setzt den Glauben schlicht voraus.“

Der Münsteraner Fundamentaltheologe Jürgen Werbick warnte in Anspielung an das Bild der „Betriebsanleitung“ davor, den christlichen Glauben mit „Know-how-Wissen“ zu verwechseln. Das Grundproblem sieht er darin, dass der Katechismus selbst die Fragen vorgibt, die er beantwortet. Er helfe nicht bei der Frage des Hineinkommens in den Glauben, sondern erkläre, warum die bereits Gläubigen glauben können. Besonders die Übernahme eines Satzes des Ersten Vaticanums, wonach die menschliche Vernunft mit Sicherheit Gott erkennen könne (Youcat Nr. 4/5), sieht er kritisch: „Wie sollen junge Menschen sich mit ihren Glaubens-Schwierigkeiten hier – gleich zu Anfang – ernst genommen wissen, wo Gott doch von der Vernunft ‚mit Sicherheit‘ erkannt wird, sodass die Nicht-Glaubenden oder Zweifelnd-Glaubenden sich sofort in der Ecke der wenig Wagemutigen oder moralisch Fragwürdigen vorfinden?“

Ohne Abstriche positiv am Youcat-Projekt zu würdigen ist, dass der Dialog mit Jugendlichen gesucht wurde und wird. Indem nicht nur in Sprache und Ausdruck versucht wurde, sich auf Jugendliche einzulassen, sondern auch im Blick auf Ästhetik und Kommunikationsgewohnheiten (insbesondere über die Internetplattform www.youcat.org) ein „Sprung“ erfolgt ist, stimmt die Gesamtrichtung durchaus positiv. Freilich bleibt zu fragen, ob eine stark binnenkirchliche Wahrnehmung von bereits gläubigen bzw. am Glauben interessierten Jugendlichen am Ende ausreicht oder ob es nicht vielmehr auch Angebote für Zweifelnde oder „religiös Unmusikalische“ geben müsste. Doch der Anspruch, mit einem einzigen Buch „allen alles zu werden“ grenzte an Hybris. *René Brugger, Eichstätt*